

Giovanni Maio (Hg.)

# Ethik der Gabe

Humane Medizin zwischen  
Leistungserbringung und Sorge  
um den Anderen



FREIBURG · BASEL · WIEN



Originalausgabe

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Umschlaggestaltung: Christian Langohr, Freiburg

Umschlagmotiv: Francesco Goya: Selbstbildnis mit dem Arzt Arrieta (1820)

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg

Herstellung: fgb · freiburger graphische betriebe

[www.fgb.de](http://www.fgb.de)

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-33282-1

# Was muss gegeben sein, damit wir geben können?

## Überlegungen zur Anthropologie der Gabe<sup>1</sup>

Christian Spaemann

### 1. Einführung

Mit dem Begriff Gabe werden im Folgenden vor allem jene Akte des Menschen bezeichnet, bei denen er sich selbst überschreitet. Es geht um die Selbsttranszendenz i. S. Viktor Frankls. In ihr findet das menschliche Leben seinen Sinn. Einen anderen Menschen um seiner selbst lieben oder eine Aufgabe anpacken, die nicht nur der eigenen Neigung entspricht, sondern eine Herausforderung darstellt, bei der man den Mitmenschen etwas geben will und kann, bedeutet, dass das eigene Leben in seinen Akten nicht einfach bei sich bleibt, wie das offensichtlich bei den Tieren der Fall ist; sie folgen ihren Instinkten und haben kein reflexives Bewusstsein für ihre Existenz. Der hier verwendete Begriff der Gabe setzt anthropologische Annahmen voraus, welche die Freiheit, anderen aus dem Eigenen heraus zu geben, einschließt. Das dürfte für viele Leser selbstevident sein. Diese anthropologischen Grundlagen zu hinterfragen, ist nicht Anliegen des folgenden Beitrags.

Kaum eine Eigenschaft des Menschen wird in der Moderne so in Frage gestellt, unterlaufen und übersehen, wie seine Fähigkeit zur Gabe, ja selber Gabe zu sein. Die Erforschung der materiellen und psychologischen Bedingtheiten des Naturwesens Mensch führt selten dazu, diese als Voraus-

---

<sup>1</sup> Für Hans Lauter zum 80. Geburtstag.

setzungen der Gabe zu verstehen. Eher enden diese Forschungen bei Modellen menschlichen Funktionierens, die sich in ihren systemischen Sichtweisen erschöpfen und keinen Blick für den Begriff der Gabe, so wie er hier entfaltet werden soll, freigeben. Dabei bilden diese Bedingtheiten, wie sich im Folgenden zeigen soll, gerade jenes Eigene, aus dem in Freiheit geschöpft werden kann.

Der Begriff Gabe führt in das Zentrum menschlicher Existenz. Der Mensch als geistiges Wesen kann über sich reflektieren. Dabei erkennt er, dass er sich nicht selber geschaffen hat, sondern sich vorfindet, sich selbst gegeben ist. Diese Struktur des menschlichen Selbstbewusstseins beinhaltet so bereits den Begriff der Gabe. Der Mensch bezieht sich in seinem Selbstbewusstsein immer auf etwas bereits Gegebenes, nämlich auf sich selbst. Wir sehen also, dass der Begriff der Gabe im Kern der menschlichen Existenz seine Wurzeln hat. Daraus ergeben sich weitere grundlegende Fragen. Woher kommt diese Gabe und welchen Sinn hat sie? Welche Aufgabe liegt in ihr? Kann ich dankbar sein für diese Gabe? Wenn ja, wem kann ich dafür dankbar sein? Sich selbst als Gabe erfahren, wirft so die Frage nach dem Sinn der menschlichen Existenz auf. In der Frage nach dem Woher der Gabe und nach ihrem Sinn liegt bereits eine Selbstüberschreitung. Gabe und Aufgabe sind nicht voneinander zu trennen.

Es wird zu Recht bemängelt, den Begriff der Gabe unreflektiert auszuweiten.<sup>2</sup> Das hier angesprochene existentielle Verständnis der Gabe als Sich-gegeben-sein und als Aufgabe unterscheidet sich von dem, der sich auf die interpersonelle Selbsttranszendenz stützt, und verweist auf weitere philosophische und theologische Implikationen. In unserem Fall reicht es aber, den Begriff der Gabe als Metapher für die grundlegende Tatsache zu verstehen, dass wir uns in unserer Existenz vorfinden, d. h. Geworfene i. S. Martin Heideggers

---

<sup>2</sup> Liebsch, B. (2013), 29–59.

sind. Die eigene Existenz als Geheimnis zu begreifen, dürfte für die Mehrzahl derer, die sich in ihrer Personalität nicht vollständig durch einen blinden evolutionären Prozess determiniert sehen, nachvollziehbar sein.

Der Mensch als *zoon politikon*, als soziales, geistiges Tier, wie Aristoteles ihn nennt, ist mit seinem Leib und seiner Seele eingewoben in die Natur, eingewoben in die psychologischen und materiellen Bedingungen seiner Existenz. Ist zwar die Struktur des Sich-geben-Seins und des Selber-Gabe-Seins mit der Existenz des menschlichen Geistes bereits gegeben, so ist doch die gelebte Realisierung dieser Struktur an die Bedingungen menschlicher Existenz gebunden. Diese Realisierung muss man sich daher eher als abschließenden, die Vollzüge des menschlichen Lebens mit letztem Sinn erfüllenden Aspekt denn als fertig bereitliegende Möglichkeit vorstellen. Gabe geschieht nicht an unserer Natur vorbei oder über sie hinweg. Die Fähigkeit zur Gabe steigt mit der Selbstverfügbarkeit des Menschen. Es gilt, unsere seelische und soziale Natur zu erkennen und zu beachten, damit sich unsere Möglichkeit zu geben und selber Gabe zu sein, in den vielfältigen Beziehungen und Aufgaben des Lebens entfalten kann.

Diese Sichtweise ist von aktueller Bedeutung. Es gibt eine starke Tendenz in unserer Gesellschaft, die innigsten menschlichen Bezüge, wie Zeugung, Herkunft, Vater- und Mutterschaft, Sexualität und Familie mit dem Hinweis auf die Rechte Einzelner, auf wirtschaftliche Notwendigkeiten und die individuellen Möglichkeiten der Liebe in allen Lebensformen zu relativieren. Geht das überhaupt? Entspricht dies der Wahrheit des Menschen?

Die folgenden Gedanken zum Thema dieses Buchs widmen sich dieser Frage und untersuchen anhand einiger zentraler Aspekte des menschlichen Lebens die Voraussetzungen der Gabe. Dabei soll auf die entwicklungspsychologischen, psychologischen und gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Realisierung eingegangen werden. Unter den Aspekten Gabe und

Entwicklung, Gabe und seelische Gesundheit sowie Gabe und Lebensformen, soll beispielhaft der Rahmen für die Realisierung von Selbsttranszendenz abgesteckt werden.

Die höchste Form der zwischenmenschlichen Transzendenz ist es, den anderen um seiner selbst willen zu lieben und selbst für ihn Gabe zu sein. Aus dieser Perspektive betrachtet, wird es verständlich, wenn die Beziehung zwischen Mann und Frau als paradigmatisch für die Gabe angesehen wird. Sie ist die fruchtbare Quelle, aus der alle weiteren menschlichen Beziehungen, insbesondere zwischen Eltern und Kindern, hervorgehen. Diese Beziehungen werden im Mittelpunkt unserer Überlegungen stehen.

## 2. Gabe und Entwicklung

### 2.1. Einleitung

Wenn das Auge gesund ist, kann der Mensch ganz bei dem sein, was er sieht. Das geschaute Objekt findet im freien Blick ganz zu sich und wird so vom Sehenden als es selbst wahrgenommen. Das Objekt löst sich vom Subjekt ab und kommt, gestaltpsychologisch betrachtet, zu seinem Endpunkt. Beide, Subjekt und Objekt, sind voneinander getrennt.<sup>3</sup> Das Auge wird im Seh-Akt nicht wahrgenommen, es sei denn der Blick ist getrübt. In diesem Fall sieht man verschwommen. Subjekt und Objekt entfalten sich nicht vollständig, kommen nicht zu ihrem Endpunkt und sind miteinander verschmolzen. Ähnlich wie mit einem Einzelsinn ist es mit dem Menschen als Ganzem.<sup>4</sup> Er kann sich in seinen Akten mit Herz und Verstand auf anderes, insbesondere auf seine Mitmenschen beziehen. Dabei handelt es sich umso mehr um Akte der Selbsttranszen-

---

<sup>3</sup> Sander F. / Volkelt, H. (1962).

<sup>4</sup> Krueger F. (1953).

denz, als es in Analogie zur Funktion der Einzelsinne zu einer Differenzierung von Subjekt und Objekt kommt, bei der nicht motivationale und affektive Verstrickungen im Vordergrund stehen, sondern Bindungen vorliegen, die den Stufen der persönlichen Entwicklung entsprechen; Stufen, die selbst noch einmal normative Schritte der Entfaltung von Subjekt und Objekt darstellen.

Diese Entfaltung, kann, wie die Säuglingsforschung zeigt, nicht als Entwicklung aus einer Symbiose oder gar Verstrickung heraus verstanden werden,<sup>5</sup> sondern eher als eine in den einzelnen Entwicklungsstufen immer gleichgewichtiger werdende Bezugnahme des Heranwachsenden auf seine Mitmenschen. In der innigen Bindung und im Austausch mit den Eltern geht es bei der gesunden Entwicklung des Kindes und Jugendlichen mehr darum, gegenüber den Erwachsenen an Gewicht zu gewinnen, also mehr um Selbstwerdung unter geschützten Bedingungen als um Ablösung aus einer Symbiose. Unter Ablösung wäre dann in dieser Perspektive ein schrittweises Verlassen des Schutzes zu verstehen. Bis in die Pubertät hinein kann also von einer mehr selbstbetonten Entwicklung gesprochen werden. Danach kommt es zu einer mehr sozial betonten Entwicklung mit einer weiteren, schrittweisen Entfaltung der Fähigkeit zur Selbsttranszendenz.<sup>6</sup> Der Weg, den der Mensch hier zurücklegt, lässt sich sowohl aus der Mikroperspektive, d. h. aus der detaillierten Betrachtung seiner Interaktionen beschreiben, die besonders für die Untersuchung der frühen Lebensphasen geeignet erscheint, als auch aus der Makroperspektive, die uns ab der Vorpubertät leiten soll. Die Mikroperspektive ist uns heute aus den zahlreichen Ergebnissen der Säuglings- und Kleinkindforschung zugänglich.<sup>7</sup> Die Makroperspektive lehnt sich an das entwicklungspsychologi-

---

<sup>5</sup> Dornes, M. (2011). Dort weitere Literatur.

<sup>6</sup> Sulz, S. (1999), 32–45.

<sup>7</sup> Grossmann, K. / Grossmann, K. (2002). Dort weitere Literatur.

sche Modell von Robert Kegan<sup>8</sup> an. Ihm ging es darum, die einzelnen Entwicklungsstufen des Selbst aus der Dialektik von Identifikation und Desidentifikation zu verstehen. Wenn z. B. ein psychisch kranker Patient sagt, dass er nicht seine Erkrankung *ist*, sondern sie *hat*, so bringt er damit zum Ausdruck, dass er im Stande ist, seine Erkrankung als etwas anzusehen, das ihn im Kern seiner Person nicht definiert. Er wird selbstbewusster und selbstbestimmter mit seiner Erkrankung umgehen und so ein neues psychisches Gleichgewicht erreichen. Kegan sieht in den Entwicklungsschritten des Selbst immer neue Gleichgewichte zwischen dem Individuum und seiner Umwelt.

## 2.2. Die Kindheit

Aus der Mikroperspektive betrachtet entwickelt sich der Mensch vom Du zum Ich. Nicht als Lösung aus einer Verschmelzung, sondern als fortschreitendes Wechselspiel zwischen dem Nehmen des Kindes mit seiner Neugier und seiner neurobiologisch-motorischen Reifung und den – vor allem mütterlichen – Zuwendungen, um die sich der Säugling aktiv bemüht. So lernt das Kind die Welt und sich selbst kennen. Ein Beispiel dafür ist die über die mütterliche Feinfühligkeit in der Kommunikation mit dem Säugling und Kleinkind vermittelte Wahrnehmung und Zuordnung der eigenen Affekte. Zunächst ist es einfache Beruhigung, später eine leicht verfremdete Markierung der Affekte des Kindes durch die Mutter, die es diesem ermöglicht, ihren Affektausdruck als Spiegelung seiner eigenen Emotionen wahrzunehmen.<sup>9</sup> So kann es schließlich nach und nach eigene Affekte benennen und von denen anderer unterscheiden. Die mütterliche Feinfühligkeit

---

<sup>8</sup> Kegan, R. (1994).

<sup>9</sup> Fonagy, P. et al. (2004).



ist einerseits als spontane, meist unbewusst ausgeübte Fähigkeit angeboren, andererseits durch die Entwicklung der Mutter selbst in ihrer Zeit als Säugling und Kleinkind mehr oder weniger ausgebildet worden. Indem Affekte des Kindes von Seiten der Mutter durch zunächst Beruhigung, später Spiegelung und schließlich Begrenzung geführt und begleitet werden, wird dem Kind jener verlässliche Rahmen gegeben, der es ihm ermöglicht, seine Affekte nicht nur wahrzunehmen, sondern sie später auch bei sich zu behalten und ihnen zum angemessenen Zeitpunkt adäquaten Ausdruck zu geben. Solch eine gesunde emotionale Entwicklung bedeutet eine wesentliche Grundlage für die Differenzierung von Subjekt und Objekt.

Mit der Entwicklung der Emotionsregulation und der neurobiologischen und motorischen Reifung kommt es zur Entfaltung der mentalen Repräsentationen. Nimmt der Säugling andere Menschen und sich selber zunächst als physische und soziale Akteure wahr, so ist das Kind mit etwa 9–12 Monaten in der Lage, die Intentionalität der Handlungen anderer wahrzunehmen.<sup>10</sup> Schließlich werden ab dem 2. Lebensjahr die intentionalen Handlungen der Mitmenschen auf deren mentale Bildung von Absichten zurückgeführt<sup>11</sup> und im 4. Lebensjahr falsche Überzeugungen anderer als solche erkannt. Bereits im ersten Lebensjahr beginnt sich ein Arbeitsmodell über Umwelt, Bindungspersonen und Selbst herauszubilden.<sup>12</sup> Bis zum Schulalter entsteht dann nach und nach ein übergreifendes lebensgeschichtliches Narrativ.<sup>13</sup> So entfaltet sich im Laufe der ersten Lebensjahre eine Art kognitiv-emotionaler Raum, in dem der heranwachsende Mensch gegenüber seinen Mitmenschen zunehmend Gestalt gewinnt.

---

<sup>10</sup> Csibra, G. / Gergely, G. (1998), 255–259.

<sup>11</sup> Wellman, H. / Lagatutta, K. (2000), 21–49.

<sup>12</sup> Grossmann, K. / Grossmann, K. (2002), 418ff.

<sup>13</sup> Ebd., 426ff.

Auch wenn das Kind in engster Beziehung zu seinen Eltern lebt, seine Gefühlswelten hochgradig abhängig von ihnen sind und auch seine Denkinhalte von den Erwachsenen ungeprüft übernommen werden, so kann es dabei doch in der eigenen Welt ruhen, wenn es nicht in irgendeiner Weise missbraucht wird, was vor allem bedeutet, emotionale Verantwortung für das Wohlbefinden der Eltern übernehmen zu müssen. Die Voraussetzungen der Gabe, nämlich die Freiheit, aus dem Eigenen heraus zu geben, werden hier grundgelegt.

Geht man davon aus, dass sich der Mensch idealerweise von einer selbstbetonten zu einer mehr sozial betonten Haltung entwickelt, das Potential zu sozialen Verhaltensweisen zunimmt, so stellt sich die Frage, was das für die Gabe bedeutet. Sind z. B. Kinder zur Gabe fähig? Wir haben oben gesehen, dass bei den Bindungen, die den Stufen der persönlichen Entwicklung entsprechen, auch im Säuglings- und Kleinkindalter nicht von Symbiose, Manipulation oder Verstrickung gesprochen werden kann. Die Manipulation der Mutter durch das Kleinkind entspringt keiner Strategie der emotionalen Verzweckung, sondern einem natürlichen Kampf um ihre Zuwendung, die das Kind für seine Entwicklung braucht, auch wenn hier eine gewisse Begrenzung durch die Eltern i. S. des Realitätsprinzips für das Kind wichtig sein mag. Wann, wo und in welchem Ausmaß speist sich in das Nehmen des Kindes die Gabe ein? Wann wird aus der sehr früh zu erkennenden spielerischen Gabe Ernst? Es ist hier auf Kant<sup>14</sup> zu verweisen, der die Unmöglichkeit betonte, den Übergang in der Hervorbringung eines Freiheitswesens aus einem Naturprozess zu bestimmen. Grundsätzlich ist so dem Kind die Fähigkeit zur Gabe nicht abzusprechen. Traditionell wird dem Kind ab dem Schulalter, der im Folgenden besprochenen souveränen Phase, ein Element der Freiheit zugesprochen.

---

<sup>14</sup> Kant, I. (1999).

### 2.3. Das souveräne Gleichgewicht

Folgt man dem entwicklungspsychologischen Modell Robert Kegan, so endet, aus der Makroperspektive betrachtet, die Zeit der Kindheit mit der sogenannten souveränen Phase.<sup>15</sup> Bevor der Mensch sich dem Du in neuer Weise öffnen kann, stehen hier Austauschbeziehungen im Vordergrund. Die Gabe ist ganz eingebunden in ein Geben und Nehmen, das von eigenen Wünschen, Interessen und Bedürfnissen bestimmt ist. Auch das moralische Bewusstsein ist vom Denken in Austauschbeziehungen geprägt. Vergeltung ist daher eine Selbstverständlichkeit, die nicht leicht hinterfragt werden kann.

### 2.4. Das zwischenmenschliche Gleichgewicht

Im Laufe der Pubertät schließt sich dann die Phase des sog. zwischenmenschlichen Selbst an.<sup>16</sup> Der Mensch ist nicht mehr auf die Fürsorge der Eltern angewiesen, hat sich seiner selbst vergewissert, kann sich selbst zurückstellen und Liebesbeziehungen eingehen. Kennzeichnend für diese Phase ist, dass diese Liebesbeziehungen idealisiert werden und von Verschmelzungswünschen geprägt sind. Sie gehen so in die Selbstdefinition ein, dass sie nicht noch einmal als eine Beziehung, die man nicht *ist*, sondern *hat*, angesehen werden können. Insofern kann man noch nicht wirklich von Intimität, im Sinne einer Begegnung, bei der sich zwei Individuen gegenseitig annehmen und schenken, sprechen. Aus entwicklungspsychologischer Perspektive kommt es hier zu einer Art normativen Verschmelzung von Subjekt und Objekt. So kann der Verlust des Geliebten nicht einfach betrauert werden. Er stellt vielmehr eine Bedrohung des Selbst, eine Art Untergang dar.

---

<sup>15</sup> Kegan, R. (1994), 127–135 u. 214–226.

<sup>16</sup> Ebd., 135–141 u. 238–272.

Es kann zu suizidalen Handlungen kommen, ohne dass schwerere psychische Störungen hierfür der Grund sein müssen. Menschen in dieser Lebensphase sind somit besonders krisenanfällig. Dennoch unterscheiden sich diese Beziehungen wesentlich von defizienten Beziehungsstrukturen, in denen motivationale und affektive Verstrickungen im Dienste der Selbststabilisierung im Vordergrund stehen. Das Gefühl der Hingabe, vor allem in Form des für diese Phase paradigmatischen Verliebtseins, wird in dieser Zeit subjektiv am intensivsten empfunden und bildet so häufig den Anfang dauerhafter Bindungen. Insofern der Geliebte in diesen Beziehungen nicht wirklich als der Andere wahrgenommen wird, haben sie etwas Anfängliches, eine Art Vorausverbindlichkeit, die den Nährboden sucht, auf dem Subjekt und Objekt zunehmend Gestalt gewinnen können, ohne auseinanderzubrechen. Es nimmt daher nicht wunder, wenn in der Geschichte aller Kulturen die Eltern auf Äußerlichkeiten wie Herkunft, Schönheit, Ruf und Leistungsfähigkeit des zukünftigen Ehepartners ihrer Kinder geachtet haben. Im Kern geht es darum, jene gemeinsame Form bereitzustellen, in der sich Gabe verwirklichen kann. Dem jungen Menschen wird hier noch nicht allzu viel zugetraut. Die Rebellion gegen diese Bevormundung, wie sie ebenfalls in allen Kulturen vorkommt, gibt einerseits Zeugnis für die Gabe selbst, die sich als spontaner Akt der Person nicht an Vorgaben gebunden weiß, andererseits bedeutet die Notwendigkeit der Rebellion für die autonome Wahl des Partners, dass Verbindungen außerhalb der üblichen Vorgaben errungen werden müssen und so bereits jene Bewährungsprobe durchmachen, die ihre Chance auf Gelingen erhöhen.

## 2.5. Das institutionelle Gleichgewicht

Abgelöst wird die Phase des zwischenmenschlichen Selbst vom institutionellen Gleichgewicht.<sup>17</sup> Hier versteht sich das Individuum nicht mehr als Teil einer Beziehung. Diese tritt vielmehr aus der Selbstdefinition heraus und kann vom Betreffenden angeschaut werden. Der Mensch *ist* nicht mehr seine Beziehungen, er *hat* sie. Die Organisationsstruktur des Selbst in seinen Beziehungen tritt nun in den Vordergrund. Es ist die Phase des organisierten Lebens, der Verantwortung in Beruf und Familie und des Engagements in Gesellschaft und Politik nach vorgegebenen Regeln. Hinsichtlich der Gabe betrachtet bedeutet diese Phase, dass es dem Menschen mehr und mehr gelingt, den Anderen *als* Anderen mit seinen eigenen Emotionen, Gedanken und Verhaltensweisen wahrzunehmen. Subjekt und Objekt gewinnen in der Beziehung an Gestalt. Einerseits sind hier die Voraussetzungen für Selbsttranszendenz, für Intimität und Hingabe in neuer Weise gegeben, andererseits ist die Gabe ganz eingebunden in die vorgegebenen Strukturen, mit denen sich der Einzelne identifiziert. Insofern kann man gegenüber der vorangegangenen Phase von einer gewissen Distanzierung in den Beziehungen sprechen. Die Gabe besteht vor allem in der praktischen Verwirklichung des gemeinsamen Lebens. In den ursprünglichen Gesellschaften bedeutete dies, dass der Mann auf die Jagd ging, um die Familie zu versorgen, während die Frau sich um die Kinder und die Zubereitung der Speisen kümmerte. Intimität ist ganz in die Organisation des Lebens eingebunden.

---

<sup>17</sup> Ebd., 141–144 u. 272–330.

## 2.6. Das überindividuelle Gleichgewicht

In der folgenden, von Kegan als überindividuelles Gleichgewicht bezeichneten Stufe kommt die Möglichkeit der Gabe zu ihrer vollen Entfaltung.<sup>18</sup> Der Mensch ist im Stande, Regeln und Normen als Ausdruck übergeordneter Werte zu verstehen und so in Freiheit mit ihnen umzugehen. Er ist weniger identifiziert mit seiner beruflichen Karriere, seinem Ansehen und seiner Leistung. Dies bedeutet zum einen eine geringere Kränkbarkeit, zum anderen die Freiheit, sich inniger auf Beziehungen einzulassen. Der Mensch ist im Stande, Nähe und Ferne zu seinen Mitmenschen freier zu gestalten und mehrere tiefgehende Beziehungen einzugehen, ohne dass eine Beziehung der anderen etwas nimmt. Verbindlichkeit und Treue, z. B. in der Ehe, erwachsen nicht aus Treue zur Ordnung, sondern zur Person des anderen, die nun mehr und mehr als sie selbst, mit ihren Grenzen und Schwächen akzeptiert und bejaht wird.

## 2.7. Das spirituelle Gleichgewicht

Man könnte den bisher angeführten Stufen in der Entwicklung des Menschen eine weitere hinzufügen, die des spirituellen Selbst. Es gibt Äußerungen von Kegan, die in diese Richtung deuten.<sup>19</sup> Die Hindus setzen am Ende ihres Gebets eine Geste des Dankes für das vollzogene Gebet, das als göttliches Geschenk gesehen wird. So wird die Gabe, die man gibt, zugleich als Gabe, die man empfängt, gesehen. In der Tradition christlicher Spiritualität findet sich ein ganz ähnliches Verständnis für religiöse Vollzüge wie Glaube, Liturgie oder Ge-

---

<sup>18</sup> Ebd., 145–148.

<sup>19</sup> Vgl. Interview von Elizabeth Debold mit Robert Kegan unter: <http://www.wie.org/de/j8/kegan.asp?page=1> [zuletzt abgerufen am 02.07.2013].

bet. Auf das konkrete Leben angewendet bedeutet dies, dass der Mensch des spirituellen Gleichgewichts ganz aus dem Bewusstsein der Gabe lebt. Man könnte diese Entwicklungsstufe des Selbst auch als ein Gleichgewicht der Gabe bezeichnen. Gabe wird zur Weitergabe. Sich-gegeben-sein und Geben verschmelzen zu einer Einheit, die am besten mit Dankbarkeit als grundlegender Lebenshaltung bezeichnet werden kann.

## 2.8. Schluss

Man darf sich die hier idealtypisch angeführten Entwicklungsstufen des Selbst nicht als streng voneinander getrennt vorstellen. Eine Stufe wird nicht einfach durch die nächste aufgehoben, sondern ist in ihr weiter präsent – ein Phänomen, das sich in der Psychotherapie immer wieder zeigt. So wenn beispielsweise ein junger Geschäftsmann, der sich mit der Organisation seines Betriebs und seinem Engagement in der Dorfgemeinschaft ganz im institutionellen Gleichgewicht zu befinden scheint, mit Panikattacken, die bemerkenswerterweise nur zuhause auftreten, zum Therapeuten kommt. Es stellt sich heraus, dass seine Frau, mit dem ersten Kind schwanger, sich ganz in der Phase des zwischenmenschlichen Selbst befindet. Sie wünscht seine Nähe, wo immer möglich, er muss sich vor ihr rechtfertigen, wenn er in die Garage gehen will, um sein Motorrad zu reparieren. Bei genaueren Nachfragen stellt sich heraus, dass seine Freiheitsimpulse in ihm ein schlechtes Gewissen und Ängste vor einer möglichen Trennung auslösen. Wir sehen, dass der Patient selber noch mit dem zwischenmenschlichen Gleichgewicht in sich zu kämpfen hat, auf das ihn seine Ehefrau festschreiben will.

Es sind aber nicht nur frühere Entwicklungsstufen in späteren präsent. Umgekehrt können auch Aspekte späterer Entwicklungsstufen in früheren gegenwärtig sein. Bei entspre-

chender Heranführung durch die Eltern können bereits Kinder ein Gefühl der Dankbarkeit für ihre Existenz entwickeln und lernen, andere Kinder, die ihnen unsympathisch sind, zu akzeptieren und auf schwächere zuzugehen – alles Aspekte des überindividuellen und spirituellen Gleichgewichts.

Abschließend kann man festhalten, dass die mit der Struktur des Geistes gegebene Möglichkeit des Menschen, sich selbst zu transzendieren, im Laufe des Lebens zunimmt. Anhand der angestellten Überlegungen zur menschlichen Entwicklung zeigt sich bereits, dass diese Fähigkeit zur Gabe nicht einfach dem Akt eines autonomen Geistes entspringt, sondern in vielfältiger Weise an die Natur des Menschen gebunden ist.

### 3. Gabe und seelische Gesundheit

#### 3.1. Einleitung

Die Rückbindung der Fähigkeit zur Gabe an die menschliche Natur bedeutet eine Minderung dieser Fähigkeit, wo diese Natur missachtet oder durch Erkrankung beeinträchtigt wird. Selbsttranszendenz hat so einen Bezug zur seelischen Gesundheit. Dass organische oder endogene psychische Erkrankungen wie beispielsweise die bipolaren oder schizophrenen Störungen die Entfaltung oder Aufrechterhaltung der Differenz zwischen Subjekt und Objekt mindern, ist evident und wurde vielfach diskutiert. Es sei hier vor allem an die in den frühen vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entstandene Gestaltanalyse der Schizophrenie von Klaus Conrad erinnert.<sup>20</sup> Anknüpfend an die vorangegangenen Überlegungen soll in den beiden folgenden Beispielen auf die mehr entwicklungsbedingten psychischen Störungen, die man früher den

---

<sup>20</sup> Conrad, K. (1958).



Neurosen zugeordnet hat, eingegangen werden. Dabei soll verdeutlicht werden, wie Störungen in der psychischen Entwicklung die Entfaltung von Subjekt und Objekt in den späteren Beziehungen beeinflussen.

### 3.2. Beispiel: Störung der Paarbeziehung

Wir haben gesehen, dass ein gewisses Maß an spontaner mütterlicher Souveränität und Feinfühligkeit im Umgang mit den Affekten ihres Säuglings und Kleinkindes grundlegend ist für dessen Entwicklung der Affektwahrnehmung und Selbstregulation. Wenn eine Mutter auf die Beunruhigung ihres Kindes meistens mit eigener Angst reagiert, könnte das Kind die mütterliche Beunruhigung als Bedrohung wahrnehmen. Käme noch ein für das Kind nicht verstehbarer, inkonsistenter Wechsel von Zu- und Abwendung der Mutter hinzu, bestünde die Gefahr der Entwicklung einer unsicheren Bindung des Kindes an die Mutter. Heute wissen wir allerdings, dass es nicht alleine an der Mutter liegt, ob sich solch eine unsichere Bindung einstellt. Auch eine angeborene erhöhte Sensibilität des Kindes verbunden mit einer Neigung zu größerer Aggressivität kann die mütterliche Fürsorge so irritieren, dass eine unsichere Bindung seitens des Säuglings zumindest mitinitiiert wird. Unsichere Bindung bedeutet, dass das Kind wenig Vertrauen in den Schutz der Mutter entwickelt. Es ist leichter frustrier- und irritierbar, neigt zu stärkeren Trennungsängsten und weniger Exploration der Umwelt bei gleichzeitig vermehrtem Kontaktwiderstand. Diese Unsicherheit in der Bindung kann dazu führen, dass die betreffende Person später mit großer Unsicherheit und Angst in intime Beziehungen geht. Ein übergroßes Bedürfnis nach schutzbietender Nähe bei zugleich hoher Angst vor Verletzung und Verlust des Partners und dem Versuch, sich wiederum vor solch einem Verlust zu schützen, wäre die Folge. Es lässt sich erahnen, zu welch

komplizierten und widersprüchlichen Verhaltensweisen es dabei gegenüber dem Partner kommen kann.

Was hat solch eine Beziehungsstruktur mit dem Thema Gabe zu tun? Unsichere Bindung bedeutet immer eine mangelnde Ausdifferenzierung von Subjekt und Objekt und damit eine Einschränkung der Fähigkeit zur Gabe. Mangelnde Sicherheit induziert in der Regel einen erhöhten Wunsch nach Verschmelzung mit dem anderen. Die Verstrickung besteht darin, dass der andere im Motiv der Schutzsuche nicht primär als er selbst, sondern vorwiegend als schutzgewährendes Objekt gesehen wird. Die Affektivität der schutzsuchenden Angst wird von den Partnern als Liebe gedeutet. Umgekehrt wird in der Suche nach Schutz nicht beim, sondern vor dem Partner jene freie und offene Begegnung, die Gabe ermöglicht, blockiert. Die Betroffenen neigen dazu, das normale Autonomie- und Abgrenzungsverhalten ihres Partners als ablehnend und bedrohlich zu deuten. Es kommt zu inadäquaten Vorwürfen und Distanzierungen, vermeintliche Schuld des Partners steht im Raum. In diesem Fall entsteht eine andere Art von Verschmelzung, die man als negative Nähe bezeichnen könnte. Übertriebene, schutzsuchende Annäherung wie inadäquate Distanzierung zeigen sich als zwei Seiten einer Medaille, als Ausdruck mangelnder Ausdifferenzierung zwischen Subjekt und Objekt und so als Einschränkungen der Möglichkeit zur Gabe. Bestätigt wird dieser Befund durch die Beobachtung, dass in diesen Beziehungen ein Verlust des Partners zwar zuvor als Katastrophe phantasiert, dann aber meist wenig betrauert wird. Zu viele Energien wurden in die Aufrechterhaltung der Beziehung und nicht in die Beziehung selbst investiert, so dass die Trennung schließlich als Entlastung erlebt wird.

### 3.3. Beispiel: Störung der Vater-Sohn-Beziehung

Ein aus Polen zugewandter, eher klein gewachsener, 35-jähriger Patient, verheiratet, drei Kinder und erfolgreicher Besitzer eines Lebensmittelgeschäftes kommt in die Praxis, da ihm die Ehefrau wegen seiner Aggressionsdurchbrüche wiederholt die Scheidung angedroht hat. Es stellt sich heraus, dass er gegenüber seinem sechsjährigen Sohn regelmäßig verbale und körperliche Gewalt anwendet. Einfaches Herumtollen des Sohnes, spaßhafte körperliche Attacken oder ein spielerisches Entwenden der Fernbedienung würden in ihm eine unbändige Wut erzeugen. Außerhalb dieser Situationen sei er sich bewusst, dass sein Sohn nur altersgemäße, nicht ernst gemeinte Verhaltensweisen zeige. In den Situationen selbst hingegen fühle er sich als Vater missachtet und erniedrigt. Es stellt sich heraus, dass der Patient selber einen alkoholkranken und gewalttätigen Vater hatte und bereits in seiner frühen Kindheit viele bedrohliche Familiensituationen erlebt hatte. Als Schüler sei er Außenseiter gewesen und von anderen gehänselt und zusammengeschlagen worden. Einmal habe man ihn in einen Müllcontainer geworfen.

Es zeigt sich hier ein typischer Fall mangelnder Mentalisierung. Der Patient hatte bereits in der frühen Kindheit nicht die Möglichkeit, irritierende Situationen in entspannter Atmosphäre einzuordnen und zu verarbeiten. Zudem haben sich ihm früh gewisse Signale, die er damals hinsichtlich ihrer realen Gefahr für ihn nicht differenzieren konnte, als bedrohlich eingepägt und zum Einsatz reflexhafter Schutzreaktionen geführt. Unter der Perspektive der Subjekt-Objekt-Differenzierung gelingt es dem Patienten nicht, eine dem Altersunterschied entsprechende Haltung gegenüber seinem Sohn einzunehmen. Subjekt und Objekt kämen hier dann zur Entfaltung, wenn der Vater sich seiner Rolle als erwachsene Autorität gewiss wäre und er zugleich seinen Sohn als Kind wahrnehmen würde. Stattdessen kommt es wie im

Beispiel zuvor zu einer Art Verschmelzung von Subjekt und Objekt unter negativem Vorzeichen – ein Vorgang, den wir oben als negative Nähe kennengelernt haben.

Das Spezifische der Gabe des Vaters an den Sohn bestünde im vorliegenden Fall darin, dass in ihr das Ungleichgewicht beider Partner berücksichtigt wird. Gabe gegenüber dem Kind würde hier bedeuten, ihm Raum für spielerisches Kräftenessen zu geben.

## 4. Gabe und Lebensformen

### 4.1. Einleitung

Wir haben gesehen, dass eine Störung der psychischen Entwicklung mit einer Beeinträchtigung jener Lebensvollzüge einhergeht, die wesentlich mit Gabe in Zusammenhang gebracht werden. Seelische Gesundheit steht so betrachtet zwischen der die Fähigkeit zur Gabe ermöglichenden Entwicklung des Menschen und den Lebensformen, in denen der Mensch sein Leben mehr oder weniger gelingend verwirklicht. Was haben nun die Lebensformen selber mit der Gabe zu tun? Man könnte meinen, dass die Lebensformen da beliebig sind, wo der Mensch zur Gabe befähigt ist. Dem steht entgegen, dass nicht alle Lebensformen für die Entwicklung, Aufrechterhaltung und Vertiefung der Fähigkeit zur Gabe gleich gut geeignet sind. Es ist wichtig, zwischen Vielfalt und Beliebigkeit der Lebensformen zu unterscheiden. Vielfalt knüpft an die Vorgaben der Natur an und verwirklicht diese in oft sehr unterschiedlicher Weise. Die Verwirklichung der Natur in Lebensformen kann man als Kultur bezeichnen. So deutet das Gemeinsame in den Kulturen immer wieder auf die ihnen zugrundeliegende menschliche Natur hin. Beliebigkeit der Lebensformen missachtet die Natur und Kultur und neigt wegen mangelnder Gestaltung zur Eintönigkeit.

## 4.2. Sexualität

Menschliche Sexualität hat das Potential, Lebensformen zu bilden und zu zerstören. Insofern ist es sinnvoll, im Kontext des Themas Gabe und Lebensformen einen Blick auf sie zu werfen.

Sexualität ist ein besonderes Beispiel für die Einheit von Naturvorgang und Selbsttranszendenz im Menschen. Die lustvolle Begattung teilt der Mensch mit der Tierwelt und nimmt mit ihr Teil an der Fruchtbarkeit der belebten Natur. Die menschliche Sexualität ist ganz in die Selbstbezüglichkeit des Lebens eingebunden, zugleich wird sie als die höchste Form der Hingabe gepriesen. Zunächst muss man sich realistischere fragen, wie es möglich ist, dass etwas so Egoistisches wie der Geschlechtstrieb mit Hingabe in Zusammenhang gebracht werden kann. Definiert man die menschliche Sexualität als gegenseitigen Genuss des jeweils anderen, so besteht die Hingabe darin, sich gegenseitig den Genuss am anderen zu schenken. Dies wird als beglückende Gabe und innige Gemeinschaft erlebt. Wesentlich für das Zustandekommen der Gabe in der menschlichen Sexualität ist ihr Kontext. Von ihm hängt ab, ob der Andere als Person angenommen oder benutzt wird. Vergangenheit und Zukunft gehören zur Identität des Menschen. Eine Person anzunehmen bedeutet, ihre Vergangenheit und Zukunft anzunehmen. Es ist daher eine Illusion zu meinen, die Gabe in der Sexualität könne sich unter Ausschluss der zeitlichen Dimension des Menschen verwirklichen. Wenn beispielsweise ein Mann zu einer Frau sagt, dass er sie liebt, in zehn Jahren aber nicht mehr lieben werde, dann liebt er sie auch gegenwärtig nicht. So betrachtet weist die Struktur der menschlichen Sexualität als Gabe auf Lebensformen hin, die die Selbsttranszendenz im sexuellen Akt erst ermöglichen. Menschliche Sexualität drängt zu ihr entsprechenden Lebensformen. Annahme der Person bedeutet auch Verzicht auf Sexualität, wo dies die Rücksicht auf den Partner

erfordert. Sexualität schließt Verzicht mit ein, wenn sie menschlich bleiben will. Die Ehe zwischen Mann und Frau ist so die kulturelle Antwort auf die Natur des Menschen als personales und geschlechtliches Wesen.

#### 4.3. Mann und Frau

Die Dualität von Mann und Frau weist tief in die Evolution zurück. Wie wir gesehen haben, entspricht die Ehe als lebenslange Verbindung dem Gabecharakter der Sexualität mit der in ihr vollzogenen Annahme der Person in ihrer zeitlichen Struktur. In der Gemeinschaft von Mann und Frau kommt es zu einer einzigartigen Präsenz komplex ineinander verschränkter biologischer, psychologischer und kultureller Voraussetzungen der Gabe, die selbst im Kern immer etwas Einfaches ist. Dementsprechend reich sind die Möglichkeiten ihrer Realisierung. Die leiblichen Unterschiede zwischen Mann und Frau mit der Komplementarität ihrer Geschlechtsorgane und die biologisch angelegten, psychologischen Unterschiede<sup>21,22</sup> und Identitäten der Geschlechter bilden jenen natürlichen Hintergrund, auf dem sich erotische Spannung und sexuelle Hingabe ebenso wie praktische Ergänzung und Gemeinschaft im Alltag zwischen einem Paar von der Jugend bis ins Alter halten und verwirklichen können. Der Begriff der Weitergabe des Lebens erhält unter dem Aspekt der Fruchtbarkeit der Gabe, die sich in der leib-seelischen Gemeinschaft von Mann und Frau realisiert, eine tiefere Dimension. Dass die verbindliche Gemeinschaft von Mann und Frau die relativ größte Lebenszufriedenheit,<sup>23,24</sup> sexuelle Zufrieden-

---

<sup>21</sup> Bischof-Köhler, D. (2006).

<sup>22</sup> Lippa, R. (2009), 631–651.

<sup>23</sup> Waite, L. / Gallagher, M. (2000), 67–68.

<sup>24</sup> Kamp Dush, C. / Amato, P. (2005), 607–627.

heit<sup>25,26</sup> und Chance auf Treue<sup>27</sup> beinhaltet, ist empirisch mehrfach belegt worden.

Das Fehlen des dargelegten natürlichen Spannungshintergrundes könnte der Grund dafür sein, dass sich bei homosexuell empfindenden Menschen die sexuelle Anziehung zwischen den Partnern meist rasch erschöpft und die Treue, wo sie gelebt werden will, häufig nur als soziale Treue<sup>28</sup> verstanden wird, welche die sexuelle Treue nicht einschließt.<sup>29</sup> In diesen Lebensformen finden sich auch in liberal-emanzipierten Gesellschaften eine erhöhte Rate an Promiskuität,<sup>30</sup> psychischen Störungen<sup>31,32,33</sup> und Suiziden.<sup>34,35</sup> Es wäre in Frage zu stellen, ob in gleichgeschlechtlichen Beziehungen die Voraussetzungen für die Realisierung der Gabe i. S. einer sich ergänzenden, die Sexualität integrierenden Gemeinschaft genauso gegeben sind, wie in der Beziehung zwischen Mann und Frau.

#### 4.4. Familie

Die Gabe in der Beziehung zwischen Mann und Frau findet ihre Frucht in den Kindern. Gezeugt, nicht gemacht, entstehen Kinder aus der Gabe der Eltern aneinander und sind für sie selber Gabe und Aufgabe. Sie beschenken ihre Eltern mit kindlichem Vertrauen, Liebe und Hingabe. Mit der Aufgabe,

---

<sup>25</sup> Laumann, E. et al. (2000), 351–375.

<sup>26</sup> Waite, L. / Gallagher, M. (2000), 79–82.

<sup>27</sup> Forste, R. / Tanfer, K. (1996), 33–47.

<sup>28</sup> Beck, V. (2011).

<sup>29</sup> Beck, V. (1991), 45.

<sup>30</sup> Bochow, M. / Schmidt, A. / Grote, S. (2010), 41–42.

<sup>31</sup> Herrel, R. et al. (1999), 867–874.

<sup>32</sup> Sandfort, Th. et al. (2001), 85–91.

<sup>33</sup> Fergusson, D. (1999), 876–880.

<sup>34</sup> Garofalo R. et al. (1998), 895–903.

<sup>35</sup> Mathy, R. et al., (2001), 111–117.

Kinder großzuziehen, erhält die Liebe zwischen Mann und Frau einen konkreten, ihr gemeinsames Leben mit Sinn erfüllenden Inhalt. Die unter den Ehegatten erfahrene Gabe kann weitergegeben werden, das Paar wächst über sich hinaus. Kinderlosigkeit bedeutet eine Leerstelle in der Beziehung, die gefüllt werden will. Sie bedeutet damit eine Krise, eine Herausforderung, an der man wachsen kann.

Die Triangulierung des Kindes zwischen beiden Elternteilen spielt eine wichtige Rolle in der kognitiven, emotionalen und sozialen Entwicklung des Kindes.<sup>36</sup> So wird die Zweiheit der Eltern selber zu einer Gabe für das Kind.

Familie bedeutet für Kinder Geborgenheit, Schutz, Heimat und Gemeinschaft. In den ersten drei Lebensjahren werden in ihr die Fähigkeit zu Vertrauen und Selbstkontrolle, die Motivation, Herausforderungen bewältigen zu wollen, und die emotionalen Grundlagen für intellektuelles Lernen herausgebildet.<sup>37</sup> Folgen fehlender Liebe in der frühen Kindheit sind Anspannung, Unlust, Unsicherheit und entsagende Selbstverleugnung.

Mann und Frau, Vater und Mutter bringen unterschiedlich betonte Eigenschaften in die Familie ein. Die Mutter ist mit besonderer Feinfühligkeit gegenüber dem Säugling und Kleinkind ausgestattet.<sup>38</sup> Sie hat die Gabe der Aufmerksamkeit und Umsicht gegenüber Geschehnissen, die gleichzeitig ablaufen. Ihre Rolle in der Familie ist mehr versorgend, Sicherheit und Zuflucht gebend, ihre Art der Fürsorglichkeit mehr beziehungsorientiert.<sup>39</sup> All dies sind keine bloßen Geschlechterstereotype, sondern empirisch belegte, genetisch bedingte Verhaltensdispositionen und Begabungen.<sup>40</sup> Sie weisen weit in die Stammesgeschichte zurück.

---

<sup>36</sup> Fivaz-Depeursinge, E. / Corboz-Warnery, A. (2001).

<sup>37</sup> Grossmann, K. / Grossmann, K. (2002), 597–612. Dort weitere Literatur.

<sup>38</sup> Brizendine, L. (2006).

<sup>39</sup> Bischof-Köhler, D. (2006), 148–150 u. 320–321.

<sup>40</sup> Ebd. Dort weitere Literatur



Gegenüber der Tochter nimmt die Mutter eine besondere identitätsstiftende Funktion ein. Es geht um die leib-seelische Selbstvergewisserung im eigenen Frausein, die sich sowohl atmosphärisch als auch konkret in den Dingen des Alltags zeigt.<sup>41</sup>

Der Mann bringt, ebenfalls anlagebedingt, eine mehr organisatorische Form der Fürsorglichkeit in die Familie ein. Die entspricht stammesgeschichtlich seiner Rolle als Jäger und Sammler. Seine Rolle gegenüber den Kindern ist mehr herausfordernd. Er ist mehr Lehrer und Mentor, ein Vermittler zur Umwelt.<sup>42,43</sup>

In der Beziehung zum Vater kann die Tochter, beginnend etwa mit dem dritten Lebensjahr, in freiem Spiel die Vielfalt weiblicher Zärtlichkeit, ja das ganze erotische, nicht sexuelle Spiel zwischen den Geschlechtern einüben und die Grundlagen für eine sichere Beziehung zum anderen Geschlecht in der Zukunft legen. Die Gabe des Vaters besteht darin, den Raum für dieses Spiel unter völligem Ausschluss eigener Begehrlichkeiten zur Verfügung zu stellen und so die Fähigkeit seiner Tochter zur spezifisch weiblichen Gabe zu fördern. Das Einfließen eigener Begehrlichkeiten, insbesondere genitaler Art, stellt einen schweren Vertrauensbruch dar. Aus dem Spiel ungleicher Partner wird plötzlich Irritation, Ernst und Schuldgefühl. Alles erscheint in einem düsteren Licht. Das Leben vieler Frauen ist von da an getrübt, wenn nicht zerstört.

Die herausfordernde, zur Umwelt hin vermittelnde Rolle des Vaters zeigt sich besonders gegenüber dem Sohn. Das Fehlen des Vaters oder seine mangelnde Präsenz und Aktivität, wie sie beispielsweise häufig bei Alkoholabhängigkeit zu finden ist, hat zahlreiche Folgen für alle Familienmitglieder. Für

---

<sup>41</sup> Matzner, M. / Wyrobnik, I. (Hrsg.) (2010).

<sup>42</sup> Grossmann, K. / Grossmann, K. (2002), 223ff.

<sup>43</sup> Harkness, S. / Super, C. (1992), 191–211.

den Sohn bedeutet dies häufig Rollenunsicherheit. Jeder Psychotherapeut kann davon berichten, welches Leid es für die Betroffenen bedeutet, keinen Vater gehabt zu haben, den man bewundern kann, der einem in den eigenen Schwächen Rückendeckung gibt und klare Grundsätze für das Leben vermittelt. Das Scheitern einer Lehre, wo dem Meister zu viele menschliche Bedürfnisse nach Anerkennung und Gerechtigkeit entgegengebracht werden, oder das mangelnde Selbstbewusstsein gepaart mit hoher Kränkbarkeit und extremem Ehrgeiz, wo die Pubertät nicht an einem Vater abgearbeitet werden konnte, sind Beispiele für die zahlreichen möglichen Folgen des fehlenden Vaters.

Man könnte die Überlegungen hinsichtlich der Gabe in der Familie noch um zahlreiche Beziehungen innerhalb und außerhalb der Verwandtschaft erweitern. Es sollte hier nur anhand weniger, zentraler Aspekte in der Vielfalt familiärer Interaktionen gezeigt werden, dass diese durchdrungen sind von Vorgaben der menschlichen Natur. Bei den Beziehungen zwischen den Geschlechtern und Generationen handelt es sich um ein Gefüge, das bei immer gleichen Grundstrukturen die unterschiedlichsten Ausformungen zeigt. Es sind die gleichen Grundstrukturen in einer Favela von Rio de Janeiro wie im Kaiserpalast von Tokio.

Auch für die Familie gilt, dass Vielfalt nicht mit Beliebigkeit verwechselt werden darf. Die Patchwork-Familie beispielsweise wird heute gerne als eine die herkömmliche Form des Zusammenlebens pluralisierende, alternative Lebensform angesehen. Tatsache ist, dass die Patchwork-Familie im Allgemeinen danach trachtet, die einfache Familie nachzuahmen und mit zahlreichen, für sie spezifischen Schwierigkeiten konfrontiert ist. Hierfür ein Beispiel aus der Praxis: Frau M., 45 Jahre alt, hat einen Sohn aus erster und zwei Töchter aus zweiter Ehe. Bei der Scheidung war der Sohn zwölf Jahre alt und hat den Stiefvater nicht wirklich angenommen. Die Ehe- und Familienatmosphäre ist durch das Misstrauen der Mutter

gegenüber ihrem Mann in seiner Rolle als Stiefvater ihres Sohnes getrübt. Der Junge hält Kontakt zu seinem leiblichen Vater, der außerhalb des alltäglichen Familiensystems steht, keine Alltagsverantwortung hat und folglich keine notwendigen Grenzen setzt. Zu ihm hat der Sohn ein kumpelhaftes Verhältnis. In der Pubertät beginnt er, Drogen zu nehmen. Nur mit Mühe lässt er sich zu einer Lehre bewegen. In diesem konkreten Fall kommt die spezifische Gabe eines Vaters nicht zur Entfaltung, weil es sich um zwei Väter handelt, den Stiefvater innerhalb und den leiblichen Vater außerhalb des täglichen Familienlebens. Die Vermittlung der spezifisch väterlichen Gabe ist durch den Lebenskontext gestört.

Aus dem Dargestellten folgt nicht, dass die Patchwork-Familie, die es zu allen Zeiten gegeben hat, kein sinnvolles Gebilde wäre und nicht volle Unterstützung verdient hätte. Allerdings handelt es sich um kein Ideal, sondern um eine auf die einfache Familie hin geordnete, „zweitbeste“ Struktur.

Auf dem Hintergrund der angestellten Überlegungen erscheint es auch sinnvoll, die aktuellen bioethischen Themen wie z.B. Leihmutterchaft und Fremdsamenspende, aber auch Adoptionsrecht für homosexuelle Paare neu zu überdenken. Es wäre vor allem zu hinterfragen, ob das Kindeswohl bei all diesen Dingen tatsächlich im Vordergrund steht. Insbesondere wäre zu klären, was den Kindern an Herkunft- und Identitätsnarrativen zugemutet werden kann und inwieweit die geschlechtsspezifischen Zuwendungs- und Modellformen von Vater und Mutter übergangen werden können.

Als der Ort der innigsten und prägendsten Beziehungen des Menschen ist die Familie zugleich der Ort seiner tiefsten Verletzungen. Auch wenn der Einzelfall immer anders gelagert sein kann, bleibt die ungebrochene Familie in einer nicht heilen Welt die relativ beste Lebensform für die Menschen aller Lebensalter; sie ist ohne gleichwertige Alternative. Ordnung in diesem Gefüge entspricht der tiefsten Sehnsucht der

Kinder und Jugendlichen<sup>44</sup> und erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass diese selber seelisch gesund sind<sup>45</sup> und ihrerseits eine stabile Familie mit Kindern gründen.<sup>46</sup>

#### 4.5. Gesellschaft

Was hat Gabe mit Gesellschaft zu tun? Wenn man i. S. von Tönnies<sup>47</sup> Gemeinschaft und Gesellschaft unterscheidet, dann gehört die Gabe zunächst in den Bereich der Gemeinschaft. Wir haben gesehen, dass in der Familie die Gabe am innigsten gelebt und die Fähigkeit zu ihr grundgelegt wird. Insofern ist die Familie der Prototyp von Gemeinschaft. Nicht jede Gemeinschaft unter Freunden und Gleichgesinnten muss so eng sein, aber die Gesinnung, die weniger emotionale und verbindliche Gemeinschaften bildet, speist sich aus den grundlegenden Erfahrungen von Nähe, wie sie in der Familie gemacht werden. Die Gesellschaft wiederum, die mehr auf Austauschbeziehungen innerhalb einer geografischen, sprachlichen oder staatlichen Struktur basiert, kann nur funktionieren, wenn ihre Akteure ein gewisses Maß an prosozialer Einstellung, Ehrlichkeit und Leistungsbereitschaft einbringen. In diesem Sinne trifft das bekannte Diktum von Ernst-Wolfgang Böckenförde zu, dass die Gesellschaft von Voraussetzungen lebt, die sie nicht selber gemacht hat. Wenn sie von solchen Voraussetzungen lebt, dann speist sie sich aus Erfahrungen, die die Menschen nicht primär als ihre Mitglieder gemacht haben, sondern im Kernbereich jener Gemeinschaften, die

---

<sup>44</sup> Albert, M. et al. (2011), 199–205.

<sup>45</sup> Robert Koch Institut (2008). Lebensphasenspezifische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland, 21–24. [http://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsB/KiGGS\\_SVR.pdf?\\_\\_blob=publicationFile](http://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GBEDownloadsB/KiGGS_SVR.pdf?__blob=publicationFile) [zuletzt abgerufen am 02.07.2013].

<sup>46</sup> Fend, H. / Gomolla, M. (2009).

<sup>47</sup> Tönnies, F. (2005).

die menschliche Natur über alle Zeiten und für alle Gesellschaften bereithält, der Familie. So wird die Familie, in der die innigste Form der Gabe gelebt wird, selber zu einer Art Gabe für die Gesellschaft.

Angesichts der unterschiedlichen Bedeutung verschiedener Formen des Zusammenlebens für die Gesellschaft stellt sich die Frage, ob diese dazu verpflichtet ist, die Beliebigkeit von Lebensformen auf ihre Fahne zu schreiben.<sup>48</sup> Würden Staat und Gesellschaft nicht vielmehr im eigenen Interesse gut daran tun, die ihrer Verfügungsgewalt entzogene, von gesellschaftlichen Klassen, Lebensstilen und Kulturen unabhängige Grundarchitektur menschlichen Zusammenlebens als Leitbild zu fördern, ihr zu dienen und sie sich so zu Nutze zu machen? Juristisch gibt es in einer freien bürgerlichen Gesellschaft keinen Hinderungsgrund, Ungleiches verschieden zu behandeln und zu fördern. Dies geschieht schließlich täglich, sei es bei der Förderung von gesundem Schulsport oder bei der Einrichtung einer Seniorenkarte für die öffentlichen Verkehrsmittel.

## 5. Schluss

Nicht die Gabe als solche stand im Mittelpunkt der angestellten Überlegungen, sondern ihre Voraussetzungen. Deshalb gehörte auch die Frage, inwieweit sich der Mensch im Einzelfall in seinen Akten tatsächlich transzendiert oder aber motivational bei sich bleibt, nicht zum Gegenstand der Erörterungen. Diese Frage führt tief in die Geschichte des moralphilosophischen Diskurses zurück. Ob es z. B. jemandem, der sich ent-

---

<sup>48</sup> Vgl. Ganz schön intim. Sexualerziehung für 6–12 Jährige (2012). Unterrichtsmaterialien, erstellt vom Verein SELBSTLAUT im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur. [http://www.selbstlaut.org/\\_TCgi\\_Images/selbstlaut/20121027204152\\_Selbstlaut\\_GSI\\_WEB\\_korr.pdf](http://www.selbstlaut.org/_TCgi_Images/selbstlaut/20121027204152_Selbstlaut_GSI_WEB_korr.pdf) [zuletzt abgerufen am 02.07.2013].

wicklungspsychologisch im institutionellen oder überindividuellen Gleichgewicht befindet, in seinen Interaktionen tatsächlich um den anderen geht, dürfte ein Geheimnis seiner Freiheit bleiben. Fortschreiten in den Entwicklungsstufen des Selbst und seelische Gesundheit machen aus einem Menschen keinen Heiligen; sie erweitern oder halten lediglich den Rahmen, in dem sich seine Fähigkeit zur Gabe entfalten kann. Diese Fähigkeit kann sogar im Laufe des Lebens abnehmen, wenn sie nicht gepflegt wird, während Menschen mit erheblich schlechteren Voraussetzungen beherzt danach trachten, zu geben und Gabe zu sein. Der Vater, der nach dem Tod seiner Frau gegenüber seinen Kindern mütterliche Verhaltensweisen an den Tag legt, gehört genauso dazu wie die an Schizophrenie erkrankte Frau, die sich in einem sozialen Projekt engagiert. Wenn so der Mensch mit seiner Fähigkeit, sich zu transzendieren, nicht völlig an die erörterten Voraussetzungen gebunden ist, sondern flexibel auf die Bedürfnisse anderer eingehen kann, so konnten wir doch andererseits sehen, dass die Gabe nicht einfach dem freundlichen Akt eines autonomen Individuums entspringt, sondern hinsichtlich ihrer Intensität und Qualität, d. h. Passung, in Voraussetzungen eingebettet ist. Die menschliche Natur hat sehr wohl ein Wörtchen mitzureden, wenn es um die Frage geht, wer wem welche Gabe zu welchem Zeitpunkt am besten gibt.

Die Möglichkeit einer Orientierung gebenden Naturbegriffs wird immer wieder grundsätzlich in Frage gestellt.<sup>49</sup> Dabei wird auf die Doppeldeutigkeit der Natur verwiesen. Auch die menschliche Natur ist doppeldeutig. Ob ich einem Feind den Schädel einschlage oder ihm verzeihe – beide Handlungsweisen können sich auf die menschliche Natur berufen. Sind aber beide Handlungsweisen gleich vernünftig? Zur menschlichen Natur gehört eben auch die Vernunft und diese kann das, was uns von der Natur vorgegeben ist, auf vielfäl-

---

<sup>49</sup> Hampe, M. (2013).

tige Weise wahrnehmen, ordnen und pflegen. Wenn uns die Natur nahelegen darf, dass es sinnvoller ist, auf Füßen anstatt auf Händen zur Arbeit zu gehen, warum sollten wir uns von ihr nicht sagen lassen, unter welchen Voraussetzungen wir Menschen am besten füreinander da sein können?

## Literatur

- Albert, Matthias et al. (2011): Jugend 2010: Die 16. Shell Jugendstudie. In: Diskurs: Kindheits- und Jugendforschung, 6 (2), 199–205.
- Beck, Volker (1991): Legalisierung schwuler und lesbischer Lebensgemeinschaften. In: Demokratie und Recht 4, 45.
- Beck, Volker (2011): Der Grüne und die Schöpfung, Stern-Interview vom 19.04.2011.
- Bischof-Köhler, Doris (2006): Von Natur aus anders – Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Bochow, Michael / Schmidt, Axel J. / Grote, Stefanie (2010): Schwule Männer und HIV/Aids: Lebensstile, Szene, Sex 2007. Eine Befragung im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Berlin.
- Brizendine, Louann (2006): The Female Brain. New York: Road Books/Random House.
- Conrad, Klaus (1958): Die beginnende Schizophrenie. Versuch einer Gestaltanalyse des Wahns. Stuttgart: Georg Thieme.
- Csibra, Gergely / Gergely, György (1998): Teleological origins of mentalistic action explanations: Developmental hyper faces. In: Developmental science 1, 255–259.
- Dornes, Martin (2011): Der kompetente Säugling: Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Fend, Helmut / Gomolla, Mechtild (2009): Lebensverläufe, Lebensbewältigung, Lebensglück. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Fergusson, David M. (1999): Is sexual orientation related to mental health problems and suicidality in young people? In: Arch. Gen. Psychiatry, 56, 876–880.
- Fivaz-Depeursinge, Elisabeth / Corboz-Warnery, Antoinette (2001): Das primäre Dreieck – Vater, Mutter und Kind aus entwicklungstheoretisch-systemischer Sicht. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- Fonagy, Peter et al. (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst. Übers. von E. Forspohl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Forste, Renata / Tanfer, Koray (1996): Sexual Exclusivity Among Dating, Cohabiting and Married Woman. In: Journal of Marriage and the Family 58, 33–47.
- Garofalo, Robert et al. (1998): The Association Between Health Risk Behaviors and Sexual Orientation Among a Schoolbased Sample of Adolescents (Youths Risk Behavior Survey). In: Pediatrics, 101 (5), 895–903.

- Grossmann, Karin / Grossmann, Klaus E. (2002): Bindungen – das Gefüge psychischer Sicherheit. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hampe, Michael (2013): Tunguska oder das Ende der Natur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Harkness, Sara / Super, Charles M. (1992): The cultural foundations of fathers' roles: Evidence from Kenya and the United States. In: Hewlett, Barry S. (Hrsg.): Father-child relations: Cultural and biosocial contexts. New York: de Gruyter, 191–211.
- Herrel, Richard et al. (1999): Sexual orientation and suicidality. In: Arch. Gen. Psychiatry, 56 (10), 867–874.
- Kamp Dush, Claire M. / Amato, Paul R. (2005): Consequences of relationship status and quality for subjective well-being. In: Journal of Social and Personal Relationships, 22 (5), 607–627.
- Kant, Immanuel (1999): Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Kegan, Robert (1994): Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. München: Kindt.
- Krueger, Felix (1953): Zur Philosophie und Psychologie der Ganzheit. Berlin: Springer.
- Laumann, Edward O. et al. (2000): The Social Organization of Sexuality. Sexual Practices in the United States. Chicago: University of Chicago Press.
- Liesch, Burkhard (2013): Umsonst: Die Gabe als nachträglich zu bewahrende Gegebenheit. In: Allgemeine Zeitschrift für Philosophie, 38 (1), 29–59.
- Lippa, Richard A. (2009): Sex differences in sex drive, sociosexuality, and height across 53 nations: Testing evolutionary and social structural theories. In: Archives of Sexual Behavior, 38, 631–651.
- Mathy, Robin M. et al. (2001): The association between relationship markers of sexual orientation and suicide: Denmark, 1990–2001. In: Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology, 46 (2), 111–117.
- Matzner, Michael / Wyrobnik, Irit (Hrsg.) (2010): Handbuch Mädchen-Pädagogik. Weinheim: Beltz-Verlag.
- Sander, Friedrich / Volkelt, Hans (1962): Ganzheitspsychologie, Grundlagen, Ergebnisse, Anwendungen. München: Beck.
- Sandfort, Theo G. M. et al. (2001): Same-Sex Sexual Behavior and Psychiatric Disorders: Findings from the Netherlands Mental Health Survey and Incidence Study (NEMESIS). In: Arch. Gen. Psych. 58 (1), 85–91.
- Sulz, Serge K. D. (1999): Entwicklung und Persönlichkeit. Psychotherapie 4, 32–34.
- Tönnies, Ferdinand (2005): Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft.
- Waite, Linda J. / Gallagher, Maggie (2000): The Case for Marriage: Why Married People are Happier, Healthier, and Better off Financially. New York: Doubleday.



Wellman, Henry M. / Lagatutta, Kristin H. (2000): Developing understanding of mind. In: Baron-Cohen, Simon / Tager-Flusberg, Helen / Cohen, Donald J. (Hrsg.): *Understanding Other Minds: Perspectives from Developmental Cognitive Neuroscience*. New York: Oxford University Press, 21–49.